

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Correspondent für das Großherzogthum Oldenburg.
1878-1890
1890**

4.5.1890 (No. 36)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-947101](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-947101)

Correspondent

Insertionsgebühren:
Für die dreispaltige Cor-
respondenz oder deren Raum
10 Pf. bei Wiederholungen
Rabatt.

Für die Redaktion verant-
wortlich: W. d. Littmann.

für das Großherzogthum Oldenburg.

Dreizehnter Jahrgang.

Nr. 36.

Oldenburg, Sonntag, den 4. Mai.

1890.

Locales und Correspondenzen.

Oldenburg, 3. Mai.

Seine Königliche Hoheit der **Großherzog** haben ge-
ruht: den Pfarrer **Nieken** in Rodenkirchen auf sein An-
suchen mit dem 1. November d. J. in den Ruhestand zu
versetzen und demselben den Titel „Kirchenrath“ zu verleihen,
den Pastorprediger **Kogge** zu Sandel zum Pfarrer an
der dortigen Kirche und Gemeinde zu ernennen, dem mit
der Wahrnehmung der Secretariatsgeschäfte beim Bischöflichen
Offizialat beauftragten Vicarieverwalter **Klostermann** in
Beckta den Titel „Secretair“ zu verleihen, und den Ober-
bürgermeister **Dr. Koggemann** in Oldenburg vom 1. Mai
d. J. an zum Mitgliede der Direction des Peter-Friedrich-
Ludwig-Hospitals zu ernennen.

Seine Königliche Hoheit der **Großherzog** haben ge-
ruht: den Hauptlehrer **Grube** in Oldenburg mit dem
1. October d. J. zum Rector der zweiten Stadtmädchenschule
hieselbst zu ernennen, den Radmeister **Fechter** vom 1. Mai
d. J. an zur Disposition zu stellen, und dem Fischer **Hein-
rich Walenhus** zu Oldenburg sowie dem Landmann **Dies-
drich Hasselhorn** zu Espern die Verdienstmedaille für
Rettung aus Gefahr zu verleihen.

Vom Hofe. Seine Königliche Hoheit der **Groß-
herzog** hat sich am Sonnabend nach Altenburg begeben.
Ihre Königliche Hoheit die Frau **Großherzogin** gedenkt
bis Mitte dieses Monats in Oldenburg zu verweilen und
sich dann in der gewohnten Weise zu einem längeren Auf-
enthalte nach Marienbad zu begeben. Die **Erbgroßherzog-
lichen Herrschaften**, welche sich nach Dresden begeben haben,
gedenken dort 5 Wochen zu verweilen. Nach Rückkehr im
nächsten Monat wird dann der **Großherzogliche** und **Er-
bgroßherzogliche Hof** den herkömmlichen Frühsummer-Aufent-
halt in der Sommerresidenz Rastede nehmen.

Die **Idiotenanstalt** hat von Seiner Königlichen
Hoheit dem **Großherzoge** eine Uhr mit Schlagwerk zum Ge-
schenke erhalten.

Unser langjähriger **Stadtsyndicus**, Herr **Beseler**,
hat um seine Pensionirung per 1. Juli d. J. nachgesucht,
und hat der Stadtrath dies Gesuch, unter Bewilligung ei-
ner Jahres-Pension von reichlich 3000 Mark, bewilligt.
Dieses Pensionierungsgesuch hat in der Bürgerchaft nicht
geringes Aufsehen erregt, als der Herr **Stadtsyndicus** bei
anscheinend guter Gesundheit sich noch in einem Stadium
des Alters befindet, in welchem man in der Regel in seinem
Berufe noch Jahre lang thätig sein kann. Wie man hört,
hat Herr **Beseler** sein Gesuch mit Kranklichkeit (verdächtig
Aufregung), unverdienter Zurücksetzung u. s. w. motivirt.
Wie es weiter heißt, soll der „**Syndicus**“-Posten fürs erste
gar nicht wieder besetzt werden, da es ja nur darauf an-
kommt, die Erledigung der fraglichen Arbeiten durch einen
rechtshändigen Beamten besorgen zu lassen, und das würde
durch einen jüngeren Staatsbeamten, Auditor oder Assessor,
ohne Zweifel ganz gut geschehen können, und die Stadt
bräuhete dann kein so hohes Gehalt aufzubringen. Jeden-
falls würde ein solcher Versuch ohne Schaden gemacht wer-
den können, und bewährt er sich, dann kann man ja die
neue Einrichtung zu einer dauernden gestalten.

Der mehrfach erwähnte „**Familienabend**“ im **Evangel.
Jugendverein** findet nunmehr am morgenden Sonn-
tag statt. Der Anfang ist Abends 7 Uhr, der Ort das
Vereinslokal (Herberge zur Heimath, Mühlenstraße), das
sich bei solchem Anlaß hoffentlich als zu eng erweist. Den
Hauptvortrag hält der Vorstand des Vereins, Herr **Dr.
von Schulgenborff**, welcher dazu „**Oldenburger Sagen**
in eigener poetischer Bearbeitung“ gewählt hat. Weiter wer-
den dann noch andere Vorträge folgen. So möge sich die-
ser Abend zu einem wirklichen Familienabend gestalten.

Auf das am nächsten Dienstag und Mittwoch, den 6.
und 7. Mai, im Großherzoglichen Theater stattfindende
Singvereinsconcert, in welchem **Arnold Krugs** Orato-
rium „**Sigurd**“ unter Mitwirkung dreier bedeutender aus-
wärtiger Solisten und unter Leitung des Componisten zur
Aufführung gelangen wird, seien unsere Leser nochmals auf-

merksam gemacht. Das Werk ist ein hochbedeutendes und
namentlich sind die Chöre von großartiger Wirkung. Die
Besucher dieses Concerts können also mit Sicherheit auf ei-
nen genussreichen Concert-Abend rechnen.

Besitzwechsel. Die Herren **Gebrüder Hüsch** in
hieselbst veräußerten ihr an der Langenstraße belegenes Haus
mit Nebengebäuden an Herrn **Hotelier Uchmann** für die
Summe von 75 000 Mark. Herr **Uchmann** wird dasselbe
zu einem großen Hotel umbauen, welches am 1. Januar
1891 bezogen werden soll. — Wir wünschen Herrn **Uch-
mann** viel Glück zu diesem Unternehmen. Die Lage zu ei-
nem großen Hotel an dem gedachten Platze ist eine ganz
vorzügliche und kann zu dem gedachten Geschäftsbetriebe
gar nicht besser sein. Ohne Prophetengabe zu besitzen wird
man Herrn **Uchmann** in dem projectirten neuen Hotel mit
Sicherheit ein gutes, nugenbringendes Prognostikon stellen
können. Gleichzeitig erfährt unsere Stadt durch diesen Neu-
bau an dortiger Stelle eine wesentliche Verschönerung.

Besitzwechsel. Das seit vielen Jahren der Familie
Ritterhoff gehörige, hier am Markt belegene renommirte
Hotel „**Zum Erbgroßherzog**“ ist mit sämmtlichem Inventar
an einen Herrn **Wittkop**, früherer Besitzer des Hotels
„**Kaiserhof**“ in Danabück, für die Summe von 210 000
Mark verkauft. Der Antritt erfolgt bereits am 1. Juli d. J.

So wäre denn die unerquickliche Angelegenheit in Be-
treff des Zusammenbruchs der **Oldenburger Gewerbe-
bank**, welche viele Kreise unserer Stadt fast ein Jahr lang
in große Unruhe versetzt hat, endlich im Wege der gütlichen
Beilegung aus der Welt geschafft. Die außerordentliche
Generalversammlung am vorigen Mittwoch hat nämlich mit
ganz überwiegender Mehrheit den vorgelegten Vergleichsvor-
schlag genehmigt, laut welchem in die Kasse der Bank zahlen:
1) das frühere Vorstandsmitglied Herr **Knußen** 15 000
Mark, 2) die früheren 8 Aufsichtsrathmitglieder zusammen
12 000 Mark, welcher Summe der Vorsitzende des früheren
Aufsichtsraths, Herr **Consul Mahle**, laut Erklärung in
der Versammlung noch extra 500 Mark für sich beilegt,
3) Frau **Lein** 6000 Mark, 4) **Geschwister Pundt** 1000
Mark, zusammen also 34 500 Mark. Damit erklären sich
die Mitglieder der Bank befriedigt, und verzichten außer-
dem etwa 75 Genossen auf jedwede Rückerstattung des ge-
habten Verlustes, so daß also obige Summe besonders den
weniger bemittelten Genossen zu Gute kommen wird. Gott
sei Dank, daß damit eine Angelegenheit von der Bildfläche
verschwindet, die Anlaß gewesen ist nicht nur zu einer fort-
währenden großen Beunruhigung in den beteiligten Kreisen,
sondern auch zwischen Bekannten, Freunden und Berufsge-
nossen vielen Aerger und Verdruss im Gefolge gehabt hat.
Die Beendigung der Liquidation der **Oldenburger Gewerbe-
bank** a. G. wird nunmehr rasch zum Schluß gelangen, so
daß dieses Bankinstitut bald aufgehört haben wird zu exi-
stieren. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein ähnliches Geld-
institut für den kleinen Gewerbetreibenden, vielleicht in Form
eines Vorschufvereins, baldigst wieder ins Leben träte, denn
ein solches ist für viele Kreise ein wirkliches Bedürfnis.

Der Wunsch der Arbeiter der hiesigen Eisenbahnwerk-
stätten, eine eigene **Fahne** zu besitzen, wird ehestens in Er-
füllung gehen und soll die Weihe derselben noch im Laufe
dieses Monats stattfinden. Die Herstellungskosten dieser
Fahne betragen circa 600 Mark, zu welcher Summe be-
samtlich Seine Königliche Hoheit der **Großherzog** den Be-
trag von 300 Mark beigetragen hat, während der Rest durch
freiwillige Beiträge der Arbeiter und Zuschüsse der Eisen-
bahn-Direktion aufgebracht worden ist. Die Fahne wird
von dem Wappemaler **Themen**, Posamentier **Hal-
lerstedt** und einer Stickerin hergestellt, und wird voraus-
sichtlich im wahren Sinne des Wortes ein Kunstwerk werden.

Kammermusik.

Am vorigen Mittwoch haben unsere Quartettisten, die
Herren **Hofkapellmeister Dietrich**, **Kammermusiker Ruff-
erath** und **Schärnack** und **Hofkapellmusiker Düster-
behn** und **Klapproth** (diesmal unter gütiger Mitwir-
kung des Herrn **Musikdirector Sprenger**) mit dem vier-
ten Concert für Kammermusik für die nun ablaufende

Concertzeit ihre Vortragsabende beendet, nicht ohne ihren
Zuhörern noch einen außerlesenen Genuß dargeboten zu haben.

Das Programm zu diesem vierten und letzten Concert
enthält zunächst als Nr. 1 „**Quartett**“ Op. 61 C-dur von
A. Dvorak, einem Componisten der Neuzeit, der sich unter
den Tonbildnern der Gegenwart in der musikalischen Welt
bereits einen sehr geachteten Namen erworben hat, und von
dessen Werken auch hier bereits mehrere mit Erfolg zur
Aufführung gelangt sind. Das hier fraaliche Quartett, eine
sehr concipirte Arbeit, reiht sich den übrigen Werken des
Componisten würdig an. Es ist ein Meisterwerk, und man
kann wohl sagen, daß es von Originalität der Erfindung,
Reichthum der Phantasie, Reiz der Melodie, sowie Tem-
perament und Energie des musikalischen Ausdrucks förmlich
strotzt. Allerdings für den weniger in die Geheimnisse der
Tonkunst Eingeweihten wird es nicht leicht sein, ein der-
artiges Werk nach einmaligem Hören sofort zu verstehen,
indef bei so vortrefflicher Wiedergabe, wie am Mittwoch
durch unsere Herren Quartettisten, wird doch der Hörer die
großen Schönheiten desselben sofort erkennen und diese Ton-
schöpfung, deren Schluß besonders von wahrhaft hinreißender
Wirkung ist, den besten Erzeugnissen dieser Musikgattung
beizählen. Das Auditorium gab seiner Freude über diese
Darbietung durch lebhaftesten Applaus Ausdruck.

Als Nr. 2 des Programms folgten „**Variationen**“
Op. 23 über ein Thema von **Schumann** für Pianoforte zu
vier Händen von **Joh. Brahms**, vorgelesen von den Her-
ren **Hofkapellmeister Dietrich** und **Musikdirector Sprenger**.
Von **Brahms** kann man wie von **Bach** sagen, daß bei ihm
alles absolute Kunst ist. Ein Meister der Contrapunktik,
wie er unter den Gegenwärtigen nur wenige seines Gleichen
finden dürfte, handhabt er mit Vorliebe die strengen Formen
seiner Kunst, hierin eine Verwandtschaft mit dem alten **Se-
bastian** bekundend, die ihm das Prädikat eines modernen
Bach eingetragen hat. Das hier fragliche Werk, die **Va-
riationen** Op. 23, ist dem Innersten der Seele des Com-
ponisten entsprossen. Neben seinem ausgedehnten Wissen
und Können hat hier auch sein Herz lebendigen Antheil genom-
men: es ist eine Huldigung, die er dem Andenken **Schumanns**
darbringt. Es sind allenthalben zarte sinnige Bezüge; alle
Stimmungen des Schmerzes tönen darin aus, von den
sanftesten Aeußerungen der Wehmuth bis zum herben Klage-
laut, und somit von tiefster, unvergeßlicher Wirkung auf
den Hörer. Die beiden Herren **Dietrich** und **Sprenger**
als Interpreten des Werks wetteiferten miteinander, dem-
selben nach jeder Richtung gerecht zu werden, was ihnen
auch völlig gelang. Das Spiel Beider war ein ganz vor-
zügliches, durch und durch gediegenes, und trug ihnen seitens
des enthusiastischen Auditoriums einhelligen Applaus ein.

Als dritte Nummer verzeichnete das Programm „**Quar-
tett**“ Op. 59 Nr. II, E-moll, von **Beethoven**. Ueber **Beetho-
ven**, den **Tonriesen**, noch ein Wort zu sagen dürfte über-
flüssig sein. **Beethoven** bleibt und ist immer **Beethoven**.
Formvollendung, Jungheit, Klarheit und Klangschönheit
findet man in solchem Reichthum nur bei **Beethoven**. Vom
ersten bis letzten Ton schwebt der Hörer in einem Musik-
genuß unbeschreiblich schöner Art. Die ausdrucksvolle Wie-
dergabe dieses Quartetts seitens unserer Herren **Quartettisten**
war von htereißendster Wirkung und trug denselben warmen
Applaus ein.

Als vierte und letzte Nummer des Concerts brachte
Herr **Hofkapellmeister Dietrich** **Schumanns** „**Sona-
te**“ Nr. II, Op. 22 zum Vortrag. Der **Componist** giebt
in dieser Sonate ein sprechendes Bild der höchst bewegten,
innerlich erregten Seelenzustände, welche ihn um jene Zeit,
als er dieselbe schuf, beherrscht haben müssen. In seiner
Totalität ist das Werk eine wahre Perle der Pianoforte-
literatur und von großartiger Wirkung. Durch das meister-
hafte Spiel des Herrn **Hofkapellmeister Dietrich**, der das
schwierige Werk mit wahrer Jugendkraft und höchster Vol-
endung zu Gehör brachte, wurde den Concertbesuchern ein
Genuß und eine Freude bereitet, die sich durch einen für-
mischen Beifallsjubel kundgab.

In würdigerer und genussreicherer Weise, als mit dem
Vortrage dieser Sonate konnte das letzte Concert und somit
der **Cyclus** der Kammermusik-Abende nicht beschloffen werden.
Auf Wiedersehen im nächsten Winter!

Briefkasten.

„**Frühlingsjubellied** aus der **Milchstraße**“ in nächster
Nummer.

Hierzu als Sonntags-Beilage „**Neue Gartenlaube**“ Nr. 18.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich. In der kürzlich zur Ausgabe gelangten neuen „Rang- und Quartier-Liste der k. preussischen Armee für den aktiven Dienststand“ (nach dem Stande vom 1. April 1890) ist Fürst Bismarck bei dem Kürassier-Regiment von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7 à la suite und in der Anciennitätsliste unter den General-Feldmarschällen als Otto Fürst v. Bismarck Herzog von Lauenburg, General-Oberst der Kavallerie (mit dem Range eines General-Feldmarschalls) aufgeführt.

Aus Rom wird gemeldet, daß der Papst an Erzbischof Tremenz in Venedig ein Breve gerichtet habe, das ihm und allen deutschen Bischöfen thätige Unterstützung der Regierungsbestrebungen zum Wohle der arbeitenden Klassen empfiehlt.

Nach Berichten aus Samoa ist der Samoa-Vertrag von dem König Maitotoa in Gegenwart der Konsuln und zahlreicher Eingeborenen unterzeichnet worden. Von der Partei Tamasese wurde angezeigt, daß sie sich unterwerfe.

Eine Kabinettsordre bestimmt, daß die preussische Artillerie-Prüfungs-Kommission nunmehr endgültig ausschließlich und unmittelbar dem Kriegsministerium (Waffen-Departement) unterstellt sind.

Die Ausrüstung der Kavallerie soll nach einer Kabinettsordre Kaiser Wilhelms wiederum einige Abänderungen erleiden: die Unteroffiziere und Gemeinen erhalten ein schmaleres Bandolier, die Gemeinen eine neue Karabinen.

Italien. Der Papst hat dem Abgeordneten Windthorst den Christinsorden verliehen. Es ist dies die höchste katholische Auszeichnung, welche Windthorst nur mit dem Fürsten Bismarck und dem Herzog von Norfolk teilt.

Der „Capitan Fracassa“ in Rom behauptet, der Papst beabsichtige, die Königin von England zur Errichtung einer Gesandtschaft am Vatikan zu veranlassen.

Frankreich. In Versailles wurden zwei italienische Anarchisten festgenommen, die vor den Kasernen Aufrufe verteilten, worin die Soldaten aufgefordert wurden, sich am ersten Mai nicht etwa gegen die Veranstalter von Kundgebungen brauchen zu lassen. In Lyon wurden acht Anarchisten, darunter zwei Schweizer, verhaftet; sie gestanden, für den ersten Mai Dynamitattentate vorbereitet zu haben. Endlich wurden auch in Rouanne mehrere Anarchisten eingezogen.

Großbritannien und Irland. Die Bemühungen, Stanley für den Dienst englischer Kolonialinteressen zu gewinnen, finden noch kein Ende. Nachdem die britisch-afrikanische Kompanie jetzt in Francis de Winton einen Gouverneur für Mombasa gefunden, wird Stanley alsbald mit einer andern britischen Kolonialgesellschaft in Verbindung gebracht. Man meldet aus Aden: Ein Vertreter der britisch-afrikanischen Gesellschaft hatte in Brüssel eine längere Unterredung mit Stanley und machte ihm glänzende Anerbietungen, um ihn zu veranlassen, in die Dienste der Gesellschaft als Gouverneur der von ihr verwalteten ungeliebten Länder zu treten. Es verlautet, Stanley werde dies Anerbieten wahrscheinlich annehmen. Die britisch-afrikanische Gesellschaft ist diejenige, in deren Interesse der Streitfall Englands mit Portugal hervorgerufen worden ist. — Auch dieser Meldung über Stanley wird man Zweifel begegnen müssen.

Dieser Tage wird in London die Ankunft einer türkischen Militärkommission zum Studium des russischen Pulvers erwartet.

Rußland. Nach einer Meldung aus Petersburg gelte dort der Heiratsplan des Großfürsten-Thronfolgers mit der Prinzessin eines „westeuropäischen Fürstenhauses“ endgültig als gescheitert, weil die russische höchste Kirchenbehörde die Trauung vor einem Glaubenswechsel verweigere, während das „Familienhaupt der Prinzessin“ diese Bedingung aufrecht erhalte.

In den baltischen Gymnasien wird in kurzer Zeit, wie der „Nig. Westnik“ meldet, das allgemeine Gymnasial-Reglement eingeführt werden. Das genannte Blatt knüpft ferner an den Umstand, daß der neuernannte Professor der Chirurgie Dr. Koch in Dorpat sich auf Verlangen der Obrigkeit zur Abhaltung der Vorlesungen in russischer Sprache verpflichtet hat, die Folgerung, daß die russische Vortragsprache, welche in der juristischen Fakultät bereits eingeführt ist, binnen kurzem auch in den übrigen Fakultäten eingeführt werden wird.

Die „Nowoje Wremja“ bespricht einige Auslassungen englischer Blätter über die Bedeutung Chinas im Fall eines Bruchs zwischen England und Rußland und schließt ihren Artikel mit folgenden interessanten Sätzen: „Inmitten dieser Phantasien sind die Engländer sich selbst tren. Immer gewöhnt, andre für sich die Kaskaden aus dem Feuer holen zu lassen, denken sie auch an die Verteidigung Indiens — durch die chinesische Stirn. Dies ist eine schöne Verteidigung, besonders, wenn man sich erinnert, daß es dieser Stirnen eine so große Menge giebt. Aber in dieser Menge können sich vielleicht Köpfe finden, welche begreifen, daß Indien die Mandchurie wert ist. In jedem Fall bleibt Indien mehr als je der Punkt, auf welchen die Angriffe Rußlands gerichtet sein müssen, wenn sich jemals die Unzugänglichkeit zeigt, der britanischen Weltmacht einen fühlbaren Schlag zu versetzen. Die Türkei hat ihre Rolle für England ausgespielt. Persien ist zu schwach und unbedeutend, als daß es sich lohnte, sich ernsthaft mit seiner politischen Ausbeutung zu beschäftigen und es zu einem Gegner, zum Feinde Rußlands zu machen, ist zu ausbleibend. Jetzt überträgt England den Schwerpunkt seiner Unternehmungen gegen uns nach China. Die Deutschen arbeiten dort schon einige Jahre hintereinander mit denselben freundschaftlichen Absichten.“

Bulgarien. Aus Sofia wird der „Corr. de l'Est“ berichtet, kleine bewaffnete Banden, geführt von früheren bulgarischen Offizieren, drängen ins Innere Bulgariens, um in den Gebirgsgegenden eine Art Guerilla-Krieg vorzunehmen. Die bulgarische Regierung wurde schon vor einiger Zeit davon in Kenntnis gesetzt, da panslawistische Agenten eine Insurrektion in Bulgarien vorbereiteten. Diefelbe soll gleichzeitig an der bulgarisch-serbischen und bulgarisch-rumänischen Grenze ausbrechen. Die Garnison von Sofia wurde verstärkt durch zwei Infanterie-Regimenter und drei Eskadronen Kavallerie. Man folgert daraus, daß das Gerücht über die Invasion nicht ohne Begründung sei. Ebenso wurden die Garnisonen in allen bulgarischen Städten am Donau-Ufer verstärkt.

Afrika. Der immer wiederkehrenden Behauptung, daß die Einfuhr von Spirituosen nach Afrika ein Fluch für die Neger sei, tritt ein gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse, der zeitige Gouverneur der Kolonie Natal, Sir Charles Mitchell, auf Grund seiner an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen sehr bestimmt entgegen. Ohne bestreiten zu wollen, daß im Uebermaß genossene geistige Getränke für Neger wie für Weiße in tropischen Klimaten sehr unzulänglich sind, betont Sir Charles Mitchell, daß weder die Trunksucht unter den Eingeborenen, noch die infolge davon auftretende Sterblichkeit auch nur annähernd so groß sei, als sie von den Mäßigkeitsaposteln geschildert werde. Uebrigens habe sich das den Bedürfnissen der europäischen Reisenden, Fuhrleute und ähnlicher Persönlichkeiten dienende Antinenystem zu sehr in Afrika eingebürgert, um so ohne weiteres vom grünen Tisch aus wegbefohlen werden zu können. Mit der Erschließung neuer Verkehrsstraßen nach dem Innern des dunklen Erdteils gehe die Anlage von Kautschukwirtschaften Hand in Hand, und so lange bergleichen Wirtschaften längs der Handelswege bestanden, sei es unmöglich, der Abgabe von Spirituosen an die Eingeborenen einen wirksamen Regel vorzuschreiben.

Amerika. Aus New-York kommen Aufsehen erregende Enthüllungen über umfangreich betriebene Bestechungen, welche dem Bürgermeister Grant zur Last gelegt werden. Grant soll eine große Anzahl von Aldermen bestochen haben, um eine einträgliche Stelle zu erwerben. Die Angelegenheit wird untersucht.

Stanley im Urwalde und bei den Zwergen.

Stanley kam in seiner Ansprache, die er im Brüsseler Verein für Erdkunde gehalten, auch auf die Entdeckung des Urwaldes am Kluwhimi und das Volk der Zwerge zu reden. Wir geben diese interessante Schilderung hier wörtlich: Vor einer Versammlung wie die heutige will ich keine Zeit verlieren, indem ich das Kongogebiet beschreibe. Die Unterthanen König Leopolds kennen das Gebiet, sie erforschen dasselbe nach allen Richtungen. Als ich zum letzten Mal den Kongostrom beriefte, kam der Gedanke über mich, die Vorlesung habe mich geleitet, als ich die Stationen am oberen Kongo gründete. Und zum Lohn dafür wurde ich am Morgen, den der Strom bei der Völkerschaft der Bangalas be-

schreibt, in herzlichster Weise vom dortigen Befehlshaber, Lieutenant Liebrecht, empfangen. Es möchte scheinen, daß ich meine spätere Expedition durch die Anlage von Stationen vorbereiten wollte. Da gab es ein Bankett. Die Festmahle in Brüssel sind gewiß nicht zu verachten, aber auch bei den Bangalas lebt man gut. Da gab es keine Weine, Burgunder gar und Champagner, auch Palmwein, und obendrein wurden wir durch Kanonenschüsse begrüßt, als wären wir fürstliche Reisende. Da hatte ich vor mir das Bild der gesamten Errungenschaften, welche die Kultur nach zehn Jahren zu verzeichnen hatte. Wir kamen nach Jambuja: da hörte die Gessittung auf, darüber hinaus war das Unbekannte. Den Eingebornen zeigte ich eine Handvoll Gras, um sie zu fragen, wo sich urbares Land befände. Sie zeigten nach Norden und riefen, nach Nordosten deutend: „Kein, Wald, Wald, Wald!“ Sie kannten kein Gras.

Nun wohl, Emin konnte uns nicht entgegenkommen, wir mußten also zu ihm. So gelangten wir in den tiefen, düstern, unendlichen Urwald. Wir bahnten uns den Weg mit der Art; Palmbäume, Mahagoni, Gummibäume fielen, altherwürdige Vertreter einer Fauna von 40 Jahrhunderten. In diesem Dickicht, wohin die Sonne nimmer dringt, mußten wir von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr abends die Art gebrauchen. Drei Monate dauerte die Mühelosigkeit, da gelangten wir zu den Zwergen. War das eine Ueberraschung! Ein kleiner Adam und ein kleines Weibchen kamen mir entgegen, niedlich und nett, der Adam mit einem Busch von Papageienfedern auf dem Haupt. Unsere Empfindungen sind unbeschreiblich. Wir traten den kleinen Menschen mit einer wahren Ehrfurcht entgegen. Sie waren überrascht, sie zitterten vor uns Ungehörigen, vor den Zanibariten und Sudanesen, mehr aber noch vor uns, den weißen Riesen. Wo mochten wir doch herkommen? Ich hätte sie anbeten mögen und rufen: „Adam, Weibchen, laßt Euch durch mich, den Sohn Japhets, anbeten. Ich habe oft von Euch gehört, aber nie an Euch geglaubt.“ Waren es doch die Zwerge, von denen bereits die Schrift meldet, ehrwürdige Vorfahren, älter als die Pyramiden des Cheops, 40, vielleicht 50 Jahrhunderte alt. Ich trat ihnen sanft und freundlich entgegen und erkundigte mich bei ihnen selbst, wer sie seien. „Siebt es Bananen bei Euch?“ Um mich verständlich zu machen, zeigte ich ihnen die Größe. Sie waren entsetzt und deuteten auf einen anschwellenden Bauch. Dort in der Ferne gebe es solche Früchte, bei den „Zwölf“, in der Gegend der Manhyema, der Sklavenjäger. Unsere Sudanesen und Zanibariten umringten die Kleinen mit Staunen und freuten sich, zu hören, daß es Bananen geben werde. Als ich nach Kairo zurückkehrte, forschte ich in den Sammlungen nach Angaben über diese Zwerge. Der Minister des Unterrichts leitete mich auf die Spur der alten Ueberlieferungen über die Zwerge. Ich erfuhr, daß vor vielen Jahrhunderten ein König von Ägypten von Meroe aus nach den östlichen Bergen gezogen war, und erfuhr, daß, wo die kleinen Menschen, auch die Quellen des Nils zu finden seien. Auf den Bergen befanden sich eherner Löwen, welche das Wasser ausspeien.

Die Ziteinnahmen aus den Reichsteuern

für 1889/90 berechnen zu der Annahme, daß mit diesem Jahre das bisherige chronische Rechnungsdefizit von 20 Mill. Mark und darüber im Deutschen Reich ganz oder nahezu ganz beseitigt sei und daß der Abschluß des preussischen Finanzjahres sich noch um etwas günstiger gestalten wird, als dies Herr von Scholz bei Einbringung des Etats am 16. Januar d. Js. zu veranschlagen vermochte. Die „Post“ schreibt: Damals wurde der voraussichtliche Ueberschuß auf 79—80 Millionen Mark beziffert; dabei wurden die Ueberschüsse aus Zöllen und Reichsteuern auf 27 Millionen Mark geschätzt, während sie in Wirklichkeit nahezu 20 Mill. Mark mehr betragen. Dies Ergebnis rührt neben den hohen Erträgen der Börsensteuer und des Stempels auf Privat-Lotterien in der Hauptsache von dem Mehraufkommen aus den Zöllen her, während die Brantweinsteuer sowohl betreffs der Verbrauchsabgabe als der Maßbottichsteuer einen nicht erheblichen Anstieg aufweist. Der Anteil Preußens an den Zolleinnahmen für 1889/90 wird den Etatsansatz um nahezu den doppelten Betrag der Schätzung vom 16. Januar 1890 mit 25 Millionen Mark übersteigen. Unter diesen Ueberschüssen aus den Zöllen befinden sich aber auch diejenigen Summen, welche nicht in die Staatskasse fließen, sondern

II. 90. 9a.

Feuilleton.

Ein Verbrecher.

(Fortsetzung.)

„Als ich ihn zum letzten Mal gesehen“ fuhr Heinrich fort, „hier — waren wir in Unfrieden von einander geschieden. Ich hatte es längst vergessen, daß er mir die Thür geöffnet. Aber er dachte noch daran, und nun war ich der erste, der ihn besuchte.“

„Ich wurde ja nicht zu ihm gelassen“, sagte Marie.

„Es ist auch so gut“, fuhr Heinrich fort, „es würde Dir schmerzhaft gewesen sein. Sieh, als ich in den dunkeln Raum trat, in welchem Dein Vater sitzt, als ich ihn kaum erkennen konnte, und da eine bleiche, abgezehnte Gestalt mit dem Ruf: Heinrich! Heinrich! auf mich zustürzen sah, als ich das Klirren der Ketten hörte, da —“

„Ketten! Ketten!“ unterbrach ihn Marie laut klagend. „In Ketten haben sie ihn geschlossen, als ob er im Gefängnis nicht sicher genug wäre!“ Wieder bedeckte sie das Gesicht schmerzvoll mit beiden Händen.

Die Alte saß still weinend hinter dem Ofen. Sie vermochte kein einziges Wort hervorzubringen.

„Weine nicht, Marie“, bat Heinrich. „Sieh, Dein Vater ist ja unschuldig.“

„Das ist er, — das ist er“, jammerte das Mädchen. „Ich habe ihm in die Hand gelobt, alles zu thun, nichts unversucht zu lassen, um seine Unschuld darzutun.“

„Sie glauben ihm nicht, seine Richter, sie werden auch Dir nicht glauben“, erwiderte Marie.

„Sie müssen mir glauben, wenn ich ihnen Zeichen und Beweise bringe, daß ein anderer den Mord begangen.“

„Wie willst Du die finden?“

„Das weiß ich selbst noch nicht. Aber den ganzen Wald will ich durchsuchen, vielleicht finde ich eine Spur. Mag sie auch noch so schwach sein, ich will ihr folgen und sollte ich Tag und Nacht keine Ruhe mehr finden.“

Dies war ein ungewisser Trost und dennoch fühlte sich Marie durch diese Worte beruhigt. Es war ihr Geliebter, der so sprach. Sie mußte, daß er hielt, was er einmal versprochen und an Scharfzinn kamen ihm wenige bei.

„Hast Du gar keine Ahnung davon, wer den Mord begangen haben könnte?“ fragte Marie.

„Keine. Doch ich vertraue dem Glück, das mir schon bei mancher Gelegenheit beigefallen. Und, Marie, sieh, das soll der schönste Tag meines Lebens sein, an welchem ich — ich Deinem Vater die Freiheit wieder verschaffte!“

Marie drückte ihm innig die Hand. Auch für sie würde das der schönste Tag sein, noch war freilich so wenig Hoffnung darauf vorhanden.

Schon am folgenden Morgen schritt Heinrich dem Walde zu, um ihn zu durchsuchen. Er kannte genau die Stelle, wo der Mord geschehen war und die, an welcher das Weil gelegen. Auf das Sorgfältigste durchsuchte er sie; Schritt für Schritt. Keinen Baum, keinen Strauch ließ er unberührt. Er fand nichts. Anfangs wollte er der Richtung folgen, welche von dem Orte des Verbrechens zu der Stelle führte, wo das Weil gelegen. Dies gab er bald auf. Durch dichtes, unwegsames Dornengebüsch hätte er sich einen Weg bahnen müssen. Es war kein Grund, weshalb der Mörder, der sich sicherlich so schnell als möglich entfernt hatte, gerade den schwierigsten Weg ausgesucht, der ihn am langsamsten fortkommen ließ.

Wahrscheinlich hatte er das Weil fortgeschleubert. Er

versuchte von dem schmalen Waldpfade aus einen schweren Stein an jene Stelle zu werfen, es ging sehr gut. Dies bestärkte ihn in seiner Vermutung.

Nur wenig hatte er dadurch gewonnen. Nach allen Richtungen war der Wald lichter, nach allen hin konnte der Mörder entfliehen sein. Hätte er doch sogleich am Morgen nach der That erforschen können — er war abwesend gewesen. Jetzt waren Wochen seitdem verschwunden und etwaige Spuren könnten längst verwischt sein.

Trotzdem gab er Mut und Geduld im Suchen nicht auf. Aber der Morgen schwand hin und er fand nicht das Geringste. Das fortwährende Winden und Drängen durch Gebüsch hatte ihn ermüdet. Er dachte an Marie, die ihn daheim erwartete. Gewiß baute sie Hoffnungen auf sein Vorhaben und erfolglos kehrte er heim. Er sah ihre letzte Zuversicht schwinden und hätte ihr so gern jede Thräne erspart.

Was sollte überhaupt daraus werden, wenn sich kein Beweis für des Waldhüters Unschuld fand. Er mußte verurteilt werden — unschuldig.

Niebergebrückt, setzte er sich auf einen Stein nieder. Der Wald war hier licht. Vor Wochen hatten die Holzhauer hier Holz gefällt. Es lag noch zum großen Teil aufgespeichert da. Dicht zu seinen Füßen verriet ein schwarzer Fleck und ein Häufchen Kohle und Asche, daß sie hier sich ein Feuer gemacht, um sich zu erwärmen. Der Platz war ringsum mit Steinen eingefaßt, damit das Feuer nicht hätte weitergreifen können. Einige angebrannte Holzstücke lagen umher.

Er dachte in diesem Augenblicke nicht an das Vorhaben, das ihn in den Wald geführt. Andre Bilder zogen an ihm vorüber — die seiner Zukunft.

nach dem Gesetz vom 14. Mai 1885 an die Kreise über-
wiesen werden. Bei Schätzung des ganzen Mehrertrags der
Zölle auf 25 Millionen Mark berechnete Herr von Scholz
das Mehr für die Kreise auf 20 Millionen Mark; bei einem
nahezu doppelt so hohen Mehrertrag der Zölle wird daher
auch eine Verdoppelung des den Kreisen zu Gute kommenden
Plus anzurechnen sein, so daß von jenem die Schätzung
übersteigenden Mehrertrag die Ueberweisungen aus Zöllen
und Reichsteuern von 20 Millionen Mark nur etwa die
Hälfte der Staatslasten verbleibt, die andre den Kreisen zu
Gute kommt.

Welchen die aus den preussischen Verwaltungen selbst her-
rührenden Elemente der Schätzung des Ueberflusses auf
79—80 Millionen unverändert, was wenigstens bezüglich des
Hauptpostens, des Mehrüberschusses der Eisenbahnen, der
Fall zu sein scheint, so würde man daher den Ueberfluß
des preussischen Finanzjahres 1889/90 auf etwa 90 Millionen
Mark zu schätzen haben. Dieser ganze Betrag steht zur
außerordentlichen Schuldentilgung, bezw. zur Vermehrung
auf die laufenden Eisenbahn- und Kanalbaukredite zur Ver-
fügung, stellt mithin eine Verminderung des Zinsbedarfs
um etwa 3 Millionen Mark in Aussicht.

Wie gut es ist, daß in Preußen durch Gesetz und nun-
mehr dauernde Staatspraxis dafür gesorgt ist, daß die Ver-
waltungsüberschüsse nicht zur Deckung des ordentlichen Aus-
gabebedarfs herangezogen und nicht, wie 1872—75, Aus-
gabevermehrungen auf dieselben hin beschloffen werden, er-
hebt sich dem Blick auf die Faktoren, aus denen sich die
Ueberflüsse zusammensetzen. Die Hauptanteile bilden die
Ueberweisungen aus den Zöllen, die Mehrüberschüsse aus
den Eisenbahnen und die Mehrbeträge der Reichs- und
Landesstempelabgaben, mithin sämtlich Einnahmen, welche
mit dem Stande der Nationalwirtschaft und des Verkehrs
eng zusammenhängen und dessen Wellenbewegungen mit-
machen. Schon aber scheint der Höhepunkt der jetzigen Situa-
tion erreicht und man wird sich bald wieder mit dem Ge-
danken beginnender Ebbe befremden müssen.

Dies gilt aber nicht bloß vom Staate. Noch in höherem
Maße zeigt sich dies schwankende Bild in den Ueberweisungen
an die Kreise. Diese dürften für 1889/90 den ungewöhnlich
hohen Betrag von 43 Millionen Mark erreichen, mithin mehr
als das Doppelte der 1885 als Norm angesehenen Summe
von 20 Millionen Mark betragen. Dieser Entwicklung stetigen
und raschen Steigens der Ueberweisungsbeträge aus der
lex Haene von wenig über 4 Millionen Mark für 1885/86 bis
zu nahe dem zehnfachen Betrage im Jahre 1889/90 enthält
offenbar eine ernste Gefahr. Sie führt notwendig zu einer
Ausdehnung des Kreisausgabensystems, welche, wo nicht strenge
Selbstbeschränkung genügt wird, die Gewöhnung an die not-
wendige strenge Sparsamkeit nur zu leicht lockert.

Dem gegenüber wird es am Plage sein, darauf hinzu-
weisen, daß auf eine gleiche Höhe der Ueberweisungen auf
die Dauer nicht entfernt zu rechnen ist. Die Getreideernte
des Jahres 1889/90 war infolge der mangelhaften Korn-
ernten von 1888 und 1889 eine ungewöhnlich hohe. Wenn
die diesjährige Ernte die jetzigen günstigen Ausichten ver-
wirklicht, und zugleich das Steigen des Silberpreises an-
hält, so dürfte die Getreideernte in dem laufenden Staats-
jahr sehr weit hinter der des Vorjahres zurückbleiben und
damit auch der Ueberweisungsbetrag an die Kreise stark zurück-
gehen. Es mag selbst zweifelhaft sein, ob auch nur der in
dem Etat von 1889/90 vorgesehene Betrag von 25 Millionen
Mark wirklich erreicht wird. Die Kreise haben daher alle
Ursache zur Vorsicht und Selbstbeschränkung, soll ihnen die
reiche Unterstützung aus den Jahren 1889/90 nicht zum
Danaergeschenk werden.

Zu den Arbeiter-Bewegungen.

Spandau. Der Streik der Säurearbeiter in der Pulver-
fabrik ist dadurch beendet, daß neue Arbeiter unter den
alten Bedingungen die Arbeit übernommen haben. Die
früheren Arbeiter wurden sofort entlassen. Eine Ruhe-
störung hat nicht stattgefunden.

Die Spandauer Schuhmachergesellen haben jetzt die
Arbeit niedergelegt, dieselben fordern Einstellung der Sonn-
tagsarbeit, zehnstündige Arbeitszeit und Lohnerhöhung.

Wien. Die Zahl der streikenden Gewerbe ist im stetigen
Zunehmen begriffen. Neu hinzutreten sind die Verfertiger
von künstlichen Blumen 1000, 500 Tapezierer, 1200 Dienst-

männer, 800 Metzger. An den Mauern Wiens erscheinen
täglich neue, mitunter hochverräterische Plakate, deren Wieder-
gabe unmöglich ist. Wegen Abtreibens einer Kundmachung
des Statthalters wurde ein Mann zu einem Monat Gefängnis
und zwei Fasttagen verurteilt.

— Aus der Provinz laufen bedrohliche Nachrichten ein.
Unter den Arbeitern der Pottendorfer und Trumauer Spin-
nereien herrscht gewaltthätige Stimmung; es sind daselbst
Egessen und Brandstiftungen vorgekommen. In den west-
lichen Fabriken werden Ausschreitungen befürchtet; in
Nürnberg und Klado wächst stündlich die Gährung; in
südsteirischen Industrie-Centren kam es zu groben Aus-
schreitungen. — Der Prälat des Stiftes Klosterneuburg bei
Wien erhielt Brandbriefe. An einem Tage fanden in
Wien sechs Brände statt. Man vermutet, daß zwei davon
angelegt sind. In Galtzien fanden Bauernunruhen und
Dorfbünde statt. Stündlich treffen Meldungen über den
Ausbruch neuer Streiks ein.

— Nach einem Telegramm des „A. K. Telegraphen-
Korrespondenz-Bureau“ aus Klagenfurt ist der Streik in
Wien und Kerntz nunmehr beendet.

Graz. Die Arbeiter der Graz-Köflacher Eisenbahn und
der Bergbau-Gesellschaft in Wien fordern die achtstündige
Arbeitszeit und einen Grundlohn von zwei Gulden. Mehri-
liches fordern die Arbeiter in Frohndorf. Etwa zwanzig
Arbeiter überfielen die in der Ziegelei Gams bei Marburg
beschäftigten italienischen Arbeiter, um dieselben zur Arbeits-
Einstellung zu nötigen. Zehn der Arbeiter wurden ver-
haftet und dem Gericht eingeliefert.

Bern. Die hiesigen Schuhmachergesellen haben infolge
Differenzen mit den Meistern über den Lohnsatz die Arbeit
niedergelegt.

London. Der irische Eisenbahnstreik dauert fort. Die
Bureaubeamten versehen den Zugdienst, bis neues Personal
von auswärts eingestellt werden kann. Ingenieure führen
die Lokomotiven, der Post- und Passagierdienst mit England
und Schottland ist zwar hergestellt, aber sehr unregelmäßig.

Aus nah und fern.

Der Wettbewerb um das in Breslau zu errichtende
Kaiser-Wilhelm-Denkmal ist nunmehr zur Entscheidung ge-
kommen. Dem Bildhauer Christian Behrens (Motto: aere
perennius), welcher sein Werk in Gemeinschaft mit dem
Architekten Hugo Leicht angefertigt, ist der erste Preis zu-
gesprungen worden. Das Denkmal ist ein Reiterstandbild,
zu dessen beiden Seiten zwei ideale Frauengestalten, Perso-
nifikationen der ruhmvollen Kriegs- und Staatskunst, stehen.
Die Veranschlagung schließt mit 400 000 Mark ab.

Das Trinkgeld vor dem Schiedsgericht in Unfallver-
sicherungssachen. „Kann erhaltenes Trinkgeld bei Ermitt-
lung der Höhe des Einkommens eines nach dem Unfallver-
sicherungsgesetz Versicherungspflichtigen mit in Ansatz gebracht
werden?“ Diese für viele Arbeiter- und einige Beamten-
klassen nicht unwichtige Prinzipienfrage bildete den Haupt-
gegenstand der Beratung in letzter Sitzung des Schieds-
gerichts in Unfallversicherungssachen. Dem 3. J. beim
Berliner Spedition-Verein angestellten Kolltischer Wohl-
gemuth wird auf Grund eines im Gewerbebetrieb erlittenen
Unfalls die volle Rente gewährt und dabei sein früheres
auf jährlich 900 Mark belaufendes berufsmäßiges Gehalt
zu Grunde gelegt, so daß Verletzter monatlich 50 Mark em-
pfindet. Er klagt gegen diesen Bescheid und will das ihm
täglich in Höhe von 1 Mk. 50 Pf. in die Tasche fließende
„Trinkgeld“ mit in Anrechnung gebracht wissen. Das
Schiedsgericht wies seinen Anspruch zurück.

Während der Schießübungen der Torpedoboots in der
Kleber-Höhe aus Revolverkanonen wurde ein Labor Stein-
fischer schwer verwundet.

Deutsche Kriegsgefangene in Algier. Der „Hamb.
Korr.“ schreibt: Nicht geringes Aufsehen in der deutschen
Presse hat das Treiben einiger in Algier lebender Individuen
gemacht, welche die Leichtgläubigkeit des deutschen
Publikums in eigentümlicher Weise brandtschagen. Die Leute
geben sich in Briefen, die sie an deutsche Familien richten,
als nahe Angehörige derselben zu erkennen, welche seit dem
französischen Kriege in französischer Gefangenschaft schmachten
und nun um Geld bitten, um sich ihrem Lose durch die
Flucht entziehen zu können. Die überraschende Kenntnis der
Verhältnisse ihrer angeblichen Heimat und Familie, über

welche diese Individuen in der Regel verfügen, verdanken
sie meist den deutschen Einwanderern, welche vor dem Kriege
nach Algier gekommen sind und sich dort ortsfestweise, wie
sie ihr Vaterland verlassen haben, wieder angehebelt haben.
Aus Zeitungen und Briefen ist jenen Ansiedlern bekannt
geworden, daß dieser oder jene junge Mann seit dem Kriege
vermißt wird, und daß seine Angehörigen sich noch am Leben
befinden. Auf Grund dieser Kenntnisse, welche sich mehr
oder weniger herausprechen, werden dann die Briefe an die
angeblichen Angehörigen verfaßt. Die Antworten pflegt der
Absender sich postlagernd zu erbitten oder unter der Personal-
nummer des angeblichen Fremdenlegionärs. Dem unter
dem angemessenen deutschen Namen würde der Adressat nicht
zu finden sein. Die Erzählungen beruhen natürlich immer
auf Schwundel, denn nach sorgfältigen Ermittlungen giebt
es keine deutschen Kriegsgefangenen, die wider ihren Willen
in Algier zurückgehalten werden. Den trügerisch erweckten
Hoffnungen, einen seit dem Kriege vermißten Angehörigen
wiederzufinden, folgt regelmäßig bittere Enttäuschung. Den
Erfindern solcher Nachrichten kommt es nur darauf an, den
getäuschten Angehörigen solcher vermißter und in Wirklich-
keit längst verstorbener deutscher Soldaten möglichst viel Geld
abzulockern. Es ist dem Publikum dringend geraten, bei
Angeboten dieser Art, von denen die meisten von Drauf
aus erfolgen, wenn ihnen überhaupt Beachtung geschenkt
wird, immer erst Erkundigungen beim kaiserlichen Konsul in
Algier einzuziehen und dem angeblichen Kriegsgefangenen
die Gelder, welche man ihnen etwa schicken will, nur durch
seine Vermittelung zuzusenden.

Die älteste Kirche Amerikas befindet sich in Tlaxcala,
der Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Staates.
Ernst von Hesse-Wartegg schreibt darüber in seinem neuesten
Werk Mexiko: „Die Anhöhe hinter der alten Aztekenstadt
wird von einem alten Kloster, dem Convento de San Fran-
cisco, gekrönt. Das Kloster ist, wie alle andern in Mexiko,
aufgehoben und dient augenblicklich als Kaserne. Nur die
Kirche ist ihrem heiligen Zweck erhalten geblieben und wird
es hoffentlich auch bleiben, denn sie ist die älteste Kirche des
amerikanischen Kontinents, 1521, also zwei Jahre nach der
Eroberung Mexikos, erbaut. Mit Ausnahme der reichge-
schmückten Schemeldecke ist wohl wenig Sehenswertes darin
vorhanden; dafür aber enthält die anstoßende Kapelle eine
Sehenswürdigkeit, die man als die größte der neuen Welt,
was kirchliche Dinge betrifft, bezeichnen könnte: Eine alte
steinerne Kanzel, auf welcher folgende Inschrift zu lesen ist:
Aqui Cabo principio el Sto. Evangelio en este nuevo mundo.
„Hier wurde zum ersten Mal in der neuen Welt das heilige
Evangelium verkündet.“ Dieser Kanzel gegenüber, in
einer Nische halb verborgen, steht noch ein zweites merkwür-
diges Objekt, nichts weiter als ein einfacher runder Tauf-
stein, etwa 1 1/2 Meter im Durchmesser und 1 Meter hoch,
genannt Fuente de Mazihcatzin. An diesem Taufstein ließen
sich die vier letzten Kaxiken der einst so mächtigen Tlaxcal-
teken-Republik im Jahre 1520 taufen. Cortez hatte sich bekannt-
lich nach dem fürchterlichen Blutbad der noch so tristen mit den
traurigen Resten seines Heeres aus Mexiko nach Tlaxcala
flüchten müssen, und die vier Kaxiken hätten ihn nun voll-
ständig vernichten können, wenn sie gewollt hätten. Aber
sie hielten treu zu ihm und ließen sich zum Zeichen ihrer
Aufrichtigkeit gerade nach dem Siege Montezumas über die
Spanier taufen. So ist denn Tlaxcala die eigentliche Wiege
des heutigen Mexiko.“

Vermischtes.

Ueber Friedrich Schiller bringt eine Veröffentlichung Minors:
Aus dem Schiller-Archiv verschiedenes Interessante. So enthält es
z. B. den Abdruck eines Schulzeugnisses Schillers aus dem Jahre
1777. Der spätere Dichter des Wallenstein erhielt in der Audienz
Conduite recht gut; „Genie“ was die späteren Zeugnisse als An-
lagen bezeichnet, trägt die Note gut, im Zeichnen und Modellieren
erhielt Schiller mittelmäßig, im Französischen ziemlich gut, im
Englischen sehr gut; im „Reuten“ bekam Schiller nur das Prä-
dikat schlecht. Daß Schiller die bezügliche Lücke in seiner Erz-
ählung auch später nur mangelhaft ausfüllte, geht aus einer andern
Mitteilung hervor, laut welcher er in Jena ebenfalls die edle
Reitkunst ausübte. Schiller hatte sich ein Pferd gekauft und ritt
alle Tage und zwar vom Hause an in Galopp und kam oft in
Karriere zurück, da er das Pferd nicht halten konnte. Das Tier
wählte jedoch den nächsten Weg und erlaubte sich auch keine wei-
teren Ungehörlichkeiten, als daß es seinen Reiter schneller, wie
dieser es wünschte, nach Hause zurückbrachte.

In sich vertieft scharrte er mit dem Stock in den
Kohlen und der Asche zu seinen Füßen. Ein kleiner Gegen-
stand, der dazwischen lag, fiel ihm auf. Er bückte sich
und hob ihn empor. Es war ein kleines eisernes Schild,
schwarz gebrannt durch das Feuer. Er begriff nicht, wozu
es gedient hatte.

Hier kleine Lächer an den Ecken verrieten, daß es auf
irgend einem Gegenstand befestigt gewesen war. — Worauf?
— Er wußte es nicht.

Neugierig betrachtete er es von allen Seiten, ohne
ihm irgend eine Bedeutung beizulegen.

Auf der einen Seite schienen einige Buchstaben ein-
graviert gewesen zu sein, das Feuer hatte sie fast bis zur
Unkenntlichkeit vernichtet. Er mühte sich, sie zu erkennen
und fand, daß sie W. F. geheißen haben.

Was konnte dies Stüchchen Eisen gewesen sein? Er
dachte vergebens darüber nach und war schon im Begriff,
es wieder fortzumerfen, da tauchte ein Gedanke in ihm
auf. Sein Auge starrte auf die beiden Buchstaben W. F.
„Fernaui!“ sprach er unwillkürlich leise vor sich hin.

Wenn dieser Buchstabe das bedeutet hätte! Wenn dies
mit dem Morde zusammenhing! Vielleicht auf eine Spur
des Mörders führte! Fast hastig kniete er nieder, um das
Häufchen Kohle zu untersuchen. Ein ziemlich großer Stein
lag auf dem Plage des Feuers. Er schien dorthin ge-
worfen zu sein, um vielleicht die letzte Glut auszulöschen.
Er hob ihn bei Seite. Ein anderer Gegenstand fiel ihm
in die Augen, halb verkohltes Papier, etwas Leder, zu-
sammengeschrumpft.

Sorgfältig hob er es empor. Er konnte zum Teil noch
lesen, was auf dem Papier gestanden, er verstand es indes
nicht, da es nur Bruchstücke waren. Ein größeres Stück-

chen war am besten erhalten. Es war Pergament; be-
schrieben. Auch was auf ihm stand, waren natürlich nur
Bruchstücke, für ihn unverständlich.

Außer allem Zweifel war es, daß hier Schriften ver-
brannt waren. Hatte dem Advokat nicht eine Brieftasche
gefehlt? Wenn sie hier vernichtet, verbrannt wäre! Er
konnte diesen Gedanken nicht wieder verschrecken. Das
kleine Schild hatte vielleicht zu der Brieftasche gehört.
Diese Vermutung gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit.

Er suchte noch nach andern Spuren, fand indes nichts
weiter. Ohne Zögern eilte er zur Stadt zum Unter-
suchungsrichter. In ihm stand der Gedanke fest, daß dies
notwendig auf eine andre Spur, auf die des wirklichen
Mörders führen müsse.

Der Untersuchungsrichter nahm ihn freundlich auf und
er erzählte ihm alles, indem er ihm die sorgfältig zusamen-
gepackten und aufbewahrten Sachen von der Brandstätte
übergab. Mit Spannung hing sein Auge an dem Munde
des Richters, der alles auf das sorgfältigste untersuchte.

„Es ist außer allem Zweifel,“ sprach dieser, „daß an
jener Stelle die dem Gemordeten geraubte Brieftasche ver-
brannt worden ist. Auf derselben hat sich ein kleines Stahlschild
befunden, auf welchem die Anfangsbuchstaben des Namens
des Toten eingraviert waren. Dies ist das Schild. Die
Buchstaben sind noch genau zu erkennen W. F. Wilhelm
Fernaui. Von den halbverbrannten Papierbuchstaben tra-
gen zwei Schriftzüge von des Ermordeten Hand. Und dies
—!“ er betrachtete das Stück Pergament sorgfältig.

„Es scheint ein Stück einer alten Urkunde zu sein,“ fuhr
er mehr zu sich selbst fort und las die einzelnen noch les-
baren Worte: — „Von Waldheimschen Erben“ — „gelegene
Waldung“ — „sollte beim Absterben oder Verkauf“ —

dies scheint ein auf den Prozeß, welchen Fernau gegen
Herrn von Buchen führte, bezügliches Schriftstück gewesen
zu sein,“ fuhr er fort. — „Nichtig, Buchen erzählte mir
ja, daß Fernau in der Prozeßangelegenheit bei ihm gewesen
sei. — Aber diese Schrift ist sehr alt, vielleicht einige Jahr-
hunderte — und auf Pergament! Seltsam! Die alten
Urkunden und Dokumente der Stadt sind sämtlich ver-
brannt — der Prozeß ist deshalb noch immer für die
Stadt verloren gegangen.“

Er blickte zu Heinrich auf, als erwarte er von diesem
Aufklärung, dieser war aber noch weniger dazu im Stande.

„Nicht wahr?“ fragte er — „diese Sachen führen auf
die Spur des Mörders?“

„Auf die Spur?“ wiederholte der Richter fragend.
„Ganz recht! Doch wie meint Ihr das? — Ihr meint, sie
sind ein Beweis mehr gegen den Mörder?“

„Gegen den wirklichen,“ erwiderte Heinrich. „Stein-
gruber hat den Mord nicht begangen!“

Der Untersuchungsrichter Conradi horchte auf. „Er
hat ihn nicht begangen? — Habt Ihr Beweise, die ihn ent-
lasten? — Wer ist der Mörder?“

„Ich weiß es nicht — ich habe keine Beweise; aber
Steingruber ist einer solchen That nicht fähig. Er hat
das Geld gefunden, er hat es mir beteuert.“

„Alle Beweise sprechen gegen ihn. Er hat das Geld
aus der Brieftasche genommen und sie darauf an jener
Stelle verbrannt.“

Schweigend niedergebückt stand Heinrich da. Mit der
freudigen Hoffnung, etwas gefunden zu haben, was vielleicht
die Unschuld von Marias Vater beweisen konnte, war
er hierher gekommen, jetzt hatte er nur einen Beweis mehr,
der gegen ihn zeugte, gegeben. (Fortsetzung folgt.) □ □ 90 99

